

**Martina Puschke**

**Liebe Martina Puschke, vielen Dank, dass Sie Zeit für unser Zeitzeugeninterview über Ihr Leben, Ihre Behinderung und Ihr behindertenpolitisches Engagement gefunden haben. Mit welcher Behinderung leben Sie?**

Ich bin ohne Füße auf die Welt gekommen. Ich habe dann sehr früh zwei Beinprothesen bekommen und lebe also mit einer Gehbehinderung.

## **Biografisches**

**Welche Bedingungen hatten Sie in Ihrem Elternhaus? Wie hat Ihre Behinderung Sie geprägt?**

Ich bin das einzige Kind meiner Eltern. Unmittelbar nach der Geburt wurde meiner Mutter gesagt: „Das Kind hat keine Füße. Solange sie es noch nicht gesehen haben, wollen wir Sie fragen, ob Sie es zu sich nehmen wollen oder ob es in einem Heim aufwachsen soll.“ Das wurde damals in den 1960er Jahren tatsächlich noch so drastisch gehandhabt. Meine Eltern haben sich für mich entschieden. Ich war dann sehr viel in Kliniken. Mit fünfzehn Monaten musste ich zum ersten Mal in die Klinik, drei Monate lang, um die ersten Prothesen angepasst zu bekommen und damit laufen zu lernen. In den ersten Lebensjahren war ich sehr oft von meinen Eltern getrennt. Gemäß der damaligen Pädagogik durften meine Eltern nur sonntagsnachmittags für drei Stunden zu Besuch kommen. Das ist für so kleine Kinder schon extrem hart, das würde heute niemand mehr so machen. Das hat meine ersten Lebensjahre sehr geprägt.

**Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Kindheit und Jugendzeit?**

Bis ich siebzehn war, war ich immer wieder in dieser Klinik in Münster. Anfangs jedes Jahr, später dann nur noch alle zwei bis drei Jahre, um neue Prothesen angepasst zu bekommen, je nachdem wie schnell ich gewachsen bin. Weil es immer dieselbe Klinik war und dort auch das Personal fast dasselbe blieb, wurde die Klinik für mich so etwas wie ein zweites Zuhause. Das hört sich jetzt sehr beschönigend an, aber

ich kannte dort eben alle und alle kannten mich und haben mich aufwachsen gesehen, haben mich begleitet auf meinem Lebensweg. So erinnere ich mich, dass sie mich damals sehr darin bestärkt haben, aufs Gymnasium zu gehen. Weil ich in meiner Grundschulzeit viele Operationen hatte und entsprechend lange fehlte, wollte meine damalige Lehrerin mir aus falsch verstandener Fürsorglichkeit die Qualifikation für das Gymnasium nicht geben. Sie hatte Angst, dass ich mit denselben Fehlzeiten das Gymnasium nicht schaffen und dann zurückgestuft würde auf eine Real- oder Hauptschule und dass das ein zu großer Schock für mich wäre. Aber ich wurde von meinen Eltern sehr bestärkt und auch von der Klinik, die sagte: „Wir schreiben dir hier ein Gutachten, dass du die Qualifikation für das Gymnasium bekommen musst, deine Noten sind ja gut.“ Das gehörte zu den einschneidenden positiven Erlebnissen, die ich in der Klinik hatte, auch, dass mir und den anderen behinderten Kindern dort immer gesagt wurde: „Ihr braucht kein Mitleid von anderen Menschen. Was ihr braucht ist Stärkung. Wenn euch jemand auf der Straße wegen eurer Behinderung ein Bonbon gibt, dann gebt es zurück.“ Neben diesen positiven Aspekten der Klinikaufenthalte gab es natürlich auch den negativen, dass ich in meinen ersten Lebensjahren meine Eltern kaum gesehen habe, wenn ich in der Klinik war. Die Aufenthalte waren auch mit Schmerzen verbunden und mit ständigen Gehübungen. Ich sehe mich immer noch den langen Flur entlanglaufen, den Spiegel vor mir, und wie ich versuche, möglichst gerade ohne Schwankung zu gehen. Mein Gang sollte so normal wie möglich aussehen.

## **Sich mit den Augen der anderen sehen**

### **Wie war der Alltag in Ihrem Elternhaus?**

Ich hatte ein sehr positiv bestärkendes Zuhause, besonders meine Mutter hat alles dafür getan, dass ich so normal wie möglich aufwachsen konnte. Zum Beispiel hat sie erreicht, dass ich in einen Kindergarten kam, der mich zunächst gar nicht wollte, weil bei mir angeblich die Unfallgefahr zu hoch war. Ähnlich war es mit der Schule. Der Kindergarten hatte eine Sonderschule vorgeschlagen, aber meine Mutter sagte: „Wieso das denn? Das ist doch gar nicht nötig.“ Zu Hause war meine Behinderung für mich also kein Thema. Und wenn ich die Prothesen mal nicht tragen konnte, weil meine Beine entzündet waren und ich überwiegend in der Wohnung bleiben musste,

dann kamen die anderen Kinder eben zu mir. Ich glaube, erst mit zehn Jahren habe ich wirklich realisiert, dass ich anders bin. Vorher hatte ich zum Beispiel Miniröcke getragen, so dass die Beinprothesen zu sehen waren. Es wäre mir gar nicht in den Sinn gekommen, deshalb etwas anderes anzuziehen. Und wenn ich mich im Spiegel sah, dachte ich nie: ‚Mit den Prothesen sehe ich irgendwie komisch aus.‘ Ich habe auch mit den anderen Kindern Rollschuhlaufen gelernt, obwohl meine Mutter Angst um mich hatte. Ich bin Fahrrad gefahren. Für mich war es eben normal, dass ich beim Seilspringen oder Gummitwist nicht so gut war wie die anderen. Das hat mich nicht negativ geprägt. Aber mit zehn dachte ich zum ersten Mal: ‚Das sieht ja total doof aus mit den Prothesen und dann die Strümpfe darüber. Und diese Knie.‘ Seitdem habe ich schlagartig keine kurze Hose, keinen Rock mehr getragen, nie wieder. Es musste immer alles schön bedeckt sein.

### **Wie erklären Sie sich diesen Umschwung?**

Ich bin sehr früh in die Pubertät gekommen. Mit zehn hatte ich noch einmal eine schwierige Knie-OP, danach durfte ich drei Monate lang mit dem Bein nicht auftreten und war ziemlich viel zu Hause. Da war ich auf das Leben schon mal nicht gut zu sprechen. Dann habe ich noch meine Brille bekommen, und dann bin ich auf das Gymnasium gekommen. Dort war dann eine ganz andere Art von Kindern. Die konnten Klavier spielen, machten Sport, da wollte ich nur noch so aussehen wie die. Ich habe mich vor den Spiegel gestellt und gedacht: ‚So kann ich mich in der Schule gar nicht blicken lassen. Unmöglich.‘ Ab da habe ich sehr darauf geachtet, meine Beine zu kaschieren. Zuvor war es mir eher darum gegangen, alle sportlichen Aktivitäten irgendwie mitmachen zu können. Jetzt aber war auf einmal das Aussehen für mich wichtig.

## **Vermeintlich unsichtbar**

### **Welche Bedeutung bekam das Verbergen der Prothesen in ihrer Jugendzeit?**

Mir war immer wichtig, Sachen anzuziehen, in denen man meine Prothesen nicht sah, also lange Hosen mit möglichst weiten Hosenbeinen. Das war bei der damaligen Leggings-Mode gar nicht so einfach. Aber dann hatte ich in der Klinik in Münster, in

der ich immer meine Prothesen bekam, ein Schlüsselerlebnis: Dort war mir immer gesagt worden, meine Prothesen sähe man gar nicht. Auch andere haben mir das immer widergespiegelt: „Ach, das sieht man gar nicht.“ Aber mit sechzehn, siebzehn dachte ich plötzlich: ‚Das ist ja Quatsch, natürlich sieht man, dass ich anders laufe als andere.‘ Ab da hat mich dieses „Das sieht man gar nicht“ geärgert. Natürlich sah man, wie sich bei mir beim Sitzen die Prothesen durch die Hosenbeine durchdrückten. Und man sah, dass meine Beine ganz anders geformt waren. Vor allen Dingen sah man auch, dass mein Gangbild ein anderes war. Da fühlte ich mich ein Stück weit für dumm verkauft. Ich dachte: ‚Die Sache selber wäre ja nicht so schlimm, aber warum hat mir niemand etwas gesagt?‘ Ich war ja noch stolz gewesen: „Ja genau, das sieht man überhaupt nicht“ und bin damit viele Jahre ahnungslos durchs Leben gegangen. Das war für mich noch einmal eine richtige Aufgabe, mit dieser Täuschung umzugehen und mir ein positives Bild von mir zu bewahren, nach dem Motto: ‚Natürlich sieht man es – aber was ändert sich schon dadurch?‘ Im Nachhinein hat mich das Vorgaukeln sehr verärgert, auch wenn es sicher als Kompliment gedacht war oder mich hatte stärken sollen.

## Vom Mädchenbuch zur feministischen Theorie

### **Wie entstand bei Ihnen der Wunsch sich politisch zu engagieren?**

Ich bin sehr früh zur Frauenbewegung gekommen, also nicht sofort zur Selbstbestimmt-Leben-Bewegung. Das hatte etwas damit zu tun, dass ich der klassische Mädchentyp war: Ich habe zum Beispiel ausschließlich Mädchenbücher gelesen. Ich wollte bewusst ein Mädchen sein, und dazu gehörte damals auch, dass ich sehr viel Mädchenliteratur las. Später bin ich dann zur Frauenliteratur gekommen und habe mit fünfzehn Jahren die ganzen Feministinnen gelesen, vor allem Simone de Beauvoir. Das wurde auch von unseren Lehrerinnen unterstützt, die sehr jung und teilweise Feministinnen waren. Aber zunächst habe ich mich auf der theoretischen Ebene für die Frauenbewegung interessiert.

### **Was haben diese feministischen Vordenkerinnen Ihnen gegeben?**

Ich fand toll, wie die für sich eingetreten sind und gekämpft haben. Auch ich musste mich ja von früh an durchboxen. Zum Beispiel hatte ich mich beim Wechsel auf das Gymnasium gegen die Widerstände meiner Lehrer\*innen und Eltern nicht für das traditionelle entschieden, auf das alle anderen aus meiner Grundschule gingen, sondern für ein moderneres, auf dem ich aber niemanden kannte. Das war das Sophie-Scholl-Gymnasium. Ich wusste schon immer, was ich wollte. Und bei den Frauenrechtlerinnen fand ich diese Eigenschaft auch. Die haben sogar ihr ganzes Leben darauf verwandt zu zeigen, dass Mädchen nicht als solche geboren, sondern dazu gemacht werden. Bei Simone de Beauvoir fand ich beeindruckend, dass sie von Jean-Paul Sartre und anderen Philosophen als eine der wenigen Frauen ernst genommen wurde. Sie hat ihr Leben aufgeschrieben und daraus Theorien abgeleitet. Wie Frauen damals um ihre Rechte gekämpft hatten, das hat mich sehr angesprochen.

## **Auseinandersetzung mit der Sonderpädagogik**

**Wurde Ihre Studienwahl durch diese Lektüre beeinflusst, oder wie kamen Sie zum Studienfach Diplom-Pädagogik?**

Eigentlich hatte ich Psychologie studieren wollen, war aber wegen des hohen Mathe- und Statistikanteils wieder davon abgekommen. Die Diplom-Pädagogik hatte auch etwas mit Psychologie zu tun. Zu Beginn des Studiums wählte ich den Schwerpunkt Sonderpädagogik, weil ich dachte, dadurch einmal etwas an der Sonderpädagogik, verändern zu können, auch wenn mir dieses „Sonder-“ schon damals nicht gefallen hat. Aber da waren eben meine frühen Klinikerfahrungen ohne Eltern und das Verleugnen meiner sichtbaren Behinderung, dieses möglichst-normal-aussehen-Müssen. An diesen pädagogischen Haltungen wollte ich mit Hilfe meines Studiums etwas ändern.

**Wie und wo haben Sie Ihr Student\*innenleben aufgenommen?**

Ich wollte weg vom Elternhaus. Ich habe dann in Köln studiert und war höchstens an den Wochenenden zu Hause, später immer seltener. Nach dem Studium habe ich noch viele Jahre in Köln gelebt. Die Studienzeit war ein echtes Highlight – wie das

eben so ist, wenn man das erste Mal von zu Hause weg ist. Ich hatte ein neun Quadratmeter kleines Zimmerchen in einem Studierendenwohnheim, aber für mich war es die völlige Befreiung. Mir zu sagen: ‚Hier lebe ich jetzt ganz spartanisch, mit wenig Geld,‘ das hatte schon einen philosophischen Beigeschmack, das hat mir sehr gefallen.

Im Studium wurde ein ganz breites Fächerspektrum angeboten, so habe ich mich auch für andere Themen geöffnet. Ich kam schnell zu einem guten Freundinnen- und Freundeskreis und habe angefangen, die feministischen Ansätze mit den Ansätzen der Behindertenpolitik zu kombinieren. Damals wurde ja gerade die Bewegung behinderter Frauen gegründet und es gab erste Netzwerke behinderter Frauen.

### **Wann war das?**

Ich habe 1988 angefangen zu studieren, ein paar Jahre nach dem ‚Krüppeltribunal‘ (1981 öffentliche Anklage der Missstände im Behindertenbereich, analog dem Russell-Tribunal von Amnesty International). Da gab es noch Krüppelfrauengruppen.

## **Beeinträchtigung als Makel oder als Ausweis**

Ich habe dann festgestellt, dass es in Köln ein Zentrum für Selbstbestimmtes Leben (ZSL) gab. Die hatten Anfang der 1990er Jahre auch ein Projekt zu Frauen mit Behinderung. Aber als ich mich dort engagieren wollte, hieß es, das dürften nur behinderte Frauen. Da kam mir also in die Quere, dass meine Behinderung kaum sichtbar ist. Aber auch als das aufgeklärt war, habe ich im Zentrum für Selbstbestimmtes Leben nicht richtig Fuß fassen können. Ich habe dann andere Frauen kennengelernt und hatte auch mein Coming-out als Lesbe. Genau genommen hatte ich zwei Coming-outs: in der Behindertenbewegung als scheinbar nichtbehinderte und deshalb nicht akzeptierte Frau, und dann noch als Lesbe. Ich habe dann andere Lesben mit Behinderung kennengelernt und mit ihnen eine Krüppel-Lesben-Gruppe gegründet. In diesen Jahren in Köln war alles mit allem verbunden: mein feministisches Engagement, mein lesbisches Leben, die Frauengruppe, das Studium, das breit angelegt war und Raum für neue Ideen und für Veränderungen bot. Unsere Idealvorstellungen von Schule würde man heute als Inklusion bezeichnen.

## Comeback der Frauenbewegung

**Gab es Schlüsselerlebnisse, auf Grund derer Sie sich für Selbstbestimmung engagiert haben und zur Aktivistin wurden?**

Ja, es gab ein Schlüsselerlebnis: Mitte der 1990er Jahre wurde in Köln 100 Jahre Frauenbewegung gefeiert. Da saßen dann die ganzen Alt-Aktivistinnen, die zu einer öffentlichen Veranstaltung eingeladen hatten. Die hatten die Kampagnen aus den 1970er Jahren, also aus der zweiten Frauenbewegung, ja noch alle selbst initiiert und erlebt. **Meine Freundin und ich waren zwar mit den Theorien der ersten und zweiten Frauenbewegung bestens vertraut, aber deren Urheberinnen jetzt vor uns sitzen zu sehen, war schon toll. Denen hatten wir ja ganz viel zu verdanken. Es war nur schade, dass wir nicht damals schon dabei waren. Da fiel dann der Schlüsselsatz. Eine der Altaktivistinnen sagte: „Heute gibt es ja keinen Aktiven mehr.“ Da haben wir jüngere Studentinnen uns angeguckt und uns gesagt: Wir sind doch hier! Das wollen wir denen jetzt aber zeigen.** So hat sich ein Kreis aus fünf, sechs Studentinnen gebildet, die sich regelmäßig getroffen haben. Wir haben vor allem die Theorie diskutiert, uns aber auch an Aktionen der Frauen- oder Lesbenbewegung in Köln beteiligt. Wir wollten beweisen, dass es auch heute noch eine aktive Frauenbewegung gab.

## Das frauen- und behindertenbewegte „Weibernetz“

**Wie hat sich Ihr behinderten- und frauenpolitisches Engagement dann während Ihres Studiums und hinterher im Berufsleben weiterentwickelt?**

Noch während meines Studiums, Mitte der 1980er bis in die 1990er Jahre hinein, erschienen die ersten Bücher über Frauen mit Behinderung. Die habe ich verschlungen. Für meine Zwischenprüfung habe ich dann schon das Thema 'Frauen mit Behinderung' gewählt und meine Diplomarbeit habe ich zum Thema 'Erwerbstätigkeit von Frauen mit Behinderung' geschrieben. Ich habe also in der letzten Studienphase Themen der Frauenbewegung und der Behindertenbewegung miteinander verknüpft. Da war es nur noch ein kleiner Schritt, auch aktiv Teil der Bewegung zu werden. In

NRW sollte ein Netzwerk behinderter Frauen gegründet werden. Beim Vorbereitungstreffen und auf der Gründungsveranstaltung war ich dann mit dabei. Bisher hatte ich beruflich einmal Beraterin für Frauen mit Behinderung werden wollen. Aber dann erzählte die damalige Leiterin des hessischen Koordinationsbüros und Netzwerks behinderter Frauen, Birgit Schopmans, von ihrer Arbeit, von Koordinierung und politischer Interessenvertretung für Frauen mit Behinderung. Da dachte ich: ‚Genau so etwas will ich einmal machen.‘ Das war mein erster wirklicher Schritt in die Bewegung. Wir haben zunächst mit mehreren behinderten Frauen versucht, ein Konzept für Köln zu schreiben und dort Stellen zu schaffen. Aber wir kamen mit der Finanzierung nicht weiter. Da hörte ich, dass für Birgit Schopmans‘ Stelle im hessischen Koordinationsbüro in Kassel eine Mutterschutzvertretung gesucht wurde. Ich habe mich beworben, bekam die Stelle und war im Zentrum für Selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen in Kassel gelandet. Das war mein Einstieg.

**Was hat Sie an dieser Koordinationstätigkeit und Lobbyarbeit fasziniert, und wohin hat Sie das geführt?**

Fasziniert hat mich der Gedanke, dass ich hier wirklich noch einmal etwas bewegen kann. Frauen über ihre Rechte zu beraten und wie sie ihren Weg gehen können, ist ein wichtiger Baustein. Der andere wichtige Baustein ist aufzuzeigen, wo politisch noch etwas verändert werden muss. Das können Gesetze sein oder Maßnahmen, das kann ein Dialog mit anderen Organisationen sein – auf jeden Fall muss das Thema ‚Frauen mit Behinderung‘ in den Köpfen von Verantwortlichen verankert werden. Das war eine Herausforderung, die mir sehr gelegen hat. Wir konnten ja zugleich auf die Frauenpolitik und auf die Behindertenpolitik einwirken. Diese Schnittstelle, Frauen mit Behinderung, hatte mich ja schon die ganzen vergangenen Jahre bewegt. Wo hat mich das hingeführt? Im Zentrum für Selbstbestimmtes Leben e.V. habe ich nach meiner Arbeit im Hessischen Koordinationsbüro für behinderte Frauen bei People First angefangen, der noch neuen Selbstvertretungs-Bewegung für Menschen mit Lernschwierigkeiten. Deren Idee, dass ‚Menschen mit Lernschwierigkeiten‘, wie sie sich selbst nennen – nicht ‚Menschen mit geistiger Behinderung‘ – sich selbst vertreten können, steckte damals noch in den Kinderschuhen. Die Bewegung war erst Ende der 1990er Jahre aus den USA nach Deutschland herübergekommen. Bei diesem ersten Projekt habe ich sehr gern mitgearbeitet. Dann lief es, wie es in



der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung immer läuft: Man springt irgendwo ein und kommt von einem Projekt zum nächsten. So hatte ich auch einmal übergangsweise die Geschäftsführung der Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben e.V. (ISL) übernommen, aber dort waren mir die Fraueninteressen zu kurz gekommen, weil ich ja alle Behindertenthemen und nicht nur die Geschlechterperspektive berücksichtigen musste. Ich wollte dann unbedingt zurück in die Arbeit für behinderte Frauen. Einige Jahre zuvor war ich ja schon bei der Gründung des Weibernetzes dabei gewesen, dem Bundesnetzwerk von Frauen, Lesben und Mädchen mit Beeinträchtigung. Schließlich wurde uns ein Projekt zur politischen Interessenbewegung behinderter Frauen bewilligt. Dort bin ich dann eingestiegen.

## **Politische Lobbyarbeit im Praxistest**

**Gab es denn während Ihrer Zeit bei der ISL dort ein behindertenpolitisches Projekt, an dem Sie mitgearbeitet haben?**

Ja, damals war das SGB IX (Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen) auf der Tagesordnung, das dann 2001 in Kraft trat. Bei uns liefen die ganzen Vorarbeiten für das SGB IX. Das war eine spannende Zeit, denn damals hatten wir die erste Legislaturperiode von Rot-Grün, mit einem völlig neuen Verständnis von Politik bzw. von Beteiligung der Selbstvertretungsorganisationen. Auf einmal hatten wir als ISL und als neu gegründete People First-Bewegung und später auch als Weibernetz sehr viel Gewicht. Zuvor hatten wir ja schon ehrenamtlich für die Politik gearbeitet, aber jetzt nahmen wir ständig an Werkstattgesprächen teil, haben beratschlagt und versucht, gemeinsam mit dem Ministerium und mit Abgeordneten das neue Gesetz auf den Weg zu bringen. Das war eine sehr spannende Zeit. Das waren Highlights der Behindertenpolitik, als wir wirklich gemeinsam die verschiedenen Entwürfe für das SGB IX diskutiert haben und dabei Resonanz fanden. Sätze, die wir damals formuliert haben, haben sich später so in den Gesetztestexten wiedergefunden, zum Beispiel im Wunsch- und Wahlrecht. Oder als Weibernetz haben wir den Paragraphen zur Berücksichtigung der Belange behinderter Frauen gesetzlich verankern können. Das war eine tolle Erfahrung.

**Sie hatten den Einfluss von Simone de Beauvoirs Schriften und anderer inspirierender Feministinnen in Ihrer Jugend erwähnt. Gab es auch später noch einen vergleichbaren Einfluss?**

Natürlich gab es da noch einige andere feministische Autorinnen. Aber speziell bezogen auf die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung und die Bewegung behinderter Frauen waren es Frauen wie Theresia Degener, Gisela Hermes oder Dinah Radtke, die die ersten Bücher und Artikel dazu geschrieben hatten. Gisela Hermes' und Carola Ewinkels Buch „Geschlecht: behindert. Besonderes Merkmal: Frau“ und das Buch von Theresia Degener und Swantje Köbsell zur Pränataldiagnostik, „Hauptsache, es ist gesund?“, habe ich schon während meines Studiums verschlungen. Das waren für mich echte Vorbilder. Als ich dann in das Zentrum für Selbstbestimmtes Leben kam, habe ich dort bei einer großen Tagung diese Frauen der ersten Stunde alle gesehen. Ich weiß noch, wie ich auf dem Weg zur Tagung im Zug zufällig neben Theresia Degener saß und sie zu mir sagte: „Kannst du mir mal den Lippenstift nachziehen? Gerade ruckelt der Zug so, da geht das mit den Füßen nicht.“ Auf einmal saßen wir hier zusammen und redeten miteinander, und später haben wir gemeinsam Politik gemacht. Da habe ich realisiert: Jetzt gehöre ich dazu.

**Sie sind eine Frau mit Beeinträchtigung und mit Kraft und Power. Sie haben von sich gesagt, Sie hätten immer gewusst, wo Sie hin wollten. Wie fühlt sich das an, wenn andere Ihnen Ihren Weg, den Sie gegangen sind, widerspiegeln?**

Das ist inzwischen Alltag geworden, es gehört zu meinem Job. Ich habe ja nichts anderes gelernt. **Was sollte ich auch sonst tun außer politischer Lobbyarbeit, der Interessenvertretung behinderter Frauen? Wir sind inzwischen alle Kolleginnen, wir diskutieren und streiten auch. Aber wenn ich mal zurückblicke, was wir vor allem in den ersten Jahren, aber auch seitdem erreicht haben, da bin ich schon stolz auf uns. Das waren auch nicht einzelne prominente Vordenkerinnen, das haben viele Frauen gemeinsam erreicht.** Mir ist immer wichtig zu sagen „Wir sind viele.“ Im Arbeitsalltag, wo eher das sichtbar wird, was noch nicht optimal ist, geht manchmal unter, was wir alles schon erreicht haben.

## **Erfolge und Defizite der Gleichstellungspolitik**

## **Was brauchen behinderte Frauen und Mädchen heute und zukünftig besonders, im Vergleich zur Situation vor fünfzehn Jahren? Was hat sich verändert?**

In den letzten fünfzehn, zwanzig Jahren hat sich viel verändert. Früher war es beispielsweise für Mütter mit Behinderung viel schwieriger, akzeptiert zu werden. Es hieß: ‚Wie soll eine blinde Frau oder eine Frau im Rollstuhl ein Kind richtig versorgen können?‘ Ich glaube, da gibt es inzwischen einen Sinneswandel durch Öffentlichkeitsarbeit, aber auch dadurch, dass behinderte Mütter sich nicht mehr verstecken und sichtbarer geworden sind. Nun wollen wir das auch für Frauen mit Lernschwierigkeiten erreichen. Sie sollen im Bedarfsfall Unterstützung bekommen, wenn sie mit Kindern und vielleicht auch mit ihrem Partner zusammenleben wollen. Da fehlt es sehr an Unterstützungs-, aber auch an Wohnmöglichkeiten. Insgesamt glaube ich, dass Frauen mit Behinderung Vorbilder brauchen, die ihnen zeigen: ‚So könnt ihr leben wie ihr es euch vorstellt, mit Unterstützung von außen oder mit Beratung oder wie auch immer.‘ Und wir brauchen natürlich auch ein anderes Verständnis von Geschlechtergerechtigkeit auf der einen Seite und von menschenrechtbasierter Politik auf der anderen Seite. **Wenn ich mir etwas wünschen könnte, dann wäre das Geschlechtergerechtigkeit – dass wir nicht mehr darüber diskutieren müssen, was Männer können und was Frauen, was Männer verdienen und was Frauen, sondern dass Frauen und Männer alle gleichgestellt leben können und LGBTIs (Lesbian, Bisexual, Gay, Transgender, Intersex) auch. Das ist das eine. Das andere ist eine menschenrechtbasierte Politik, die zeigt, dass wir eigentlich gar keine Behindertenpolitik mehr brauchen, sondern dass wir in allen Politikfeldern ein Disability Mainstreaming haben, dass also überall die Rechte von Menschen mit Behinderung immer gleich mitberücksichtigt werden, dass das alles unter Sozialpolitik gefasst wird und wir keine spezielle Behindertenpolitik mehr brauchen.**

## **Gewaltprävention tut Not**

**Ihre Vision von Gleichstellung berührt auch das Thema Gewalt gegen behinderte Frauen und Mädchen, mit dem Sie sich befassen. Wie können behinderte Frauen und Mädchen in unserer Gesellschaft besser geschützt werden?**

Gewalt gegen Frauen mit Behinderung ist ein Riesenproblem. Das wissen wir aus unseren Beratungsstellen, aber auch aus einer Studie, die wir eingefordert haben. Sie hat belegt, dass Frauen mit den unterschiedlichsten Beeinträchtigungen zwei- bis dreimal häufiger Gewalt erleben als Frauen im Bevölkerungsdurchschnitt. Das trifft auf sexualisierte Gewalt zu, auf körperliche Gewalt und besonders auf psychische Gewalt, die sich bei vielen Betroffenen wie ein roter Faden von der Kindheit über die Jugend bis in das Erwachsenenalter zieht. Jede zweite bis dritte Frau mit Behinderung – je nachdem, ob sie in einer Einrichtung lebt oder im Haushalt – hat schon einmal sexualisierte Gewalt erlebt. Und je nach Behinderungsart kommen Gewalterfahrungen häufiger oder seltener vor. Von Kindheit an erleben gehörlose Frauen, zum Beispiel, besonders häufig Gewalt, blinde Frauen ebenso, Frauen, die gehbehindert sind oder im Rollstuhl sitzen, weniger. Woran liegt das? Ein Faktor ist, dass gerade gehörlose oder auch blinde Frauen in ihrer Kindheit und Jugend oft in Internaten gelebt und dort dann häufig Gewalt erlebt haben. Nun weiß man aber, dass, wer einmal im Leben Gewalt erlebt hat, leider auch in den nachfolgenden Lebensjahren oft wieder Gewalt erlebt – sei es durch den Partner, durch Mitarbeiter oder durch andere nahestehende Menschen, meistens Männer. Frauen mit Behinderung brauchen also einen deutlich besseren Schutz. Das ganze Umfeld, in dem sie leben und arbeiten – in der Schule, am Arbeitsplatz, bei der Pflege – muss dafür sensibilisiert sein. Besonders in der Pflege kommt es häufig zu Übergriffen und sexualisierter Gewalt oder auch körperlicher Gewalt, weil die behinderten Frauen nicht gelernt haben Grenzen zu setzen, für sich einzustehen und zu sagen: 'Ich muss zwar im intimen Bereich gepflegt werden, aber da ist jetzt eine Grenze!' Diese Frauen müssen gestärkt werden. Sie müssen lernen, ihre körperlichen Grenzen selber zu erspüren und dann auch zu verteidigen. Das ist das Allerwichtigste. In den Wohneinrichtungen und Werkstätten, in den Pflegeeinrichtungen und mobilen Pflegediensten fehlt es an Gewaltschutzkonzepten. Es muss klar sein, dass das eine Leitungsaufgabe ist und die Mitarbeitenden entsprechend fortgebildet werden müssen. Und es muss klar sein, dass Übergriffe, wenn sie denn doch passieren, wirklich verfolgt werden. Da muss sich noch viel tun in den nächsten Jahren. Wir haben jetzt schrittweise erste Erfolge, indem wir mit Frauenberatungsstellen gegen Gewalt an Frauen, mit Frauenhäusern und mit anderen Institutionen zusammenarbeiten, die sich des Themas angenommen haben. Noch vor zehn Jahren haben die gesagt: „Wir müssten ja eigentlich auch barrierefrei werden, aber es gibt noch so viele andere Themen, die Vorrang haben. Und

Geld haben wir auch keines.“ Doch spätestens seit der Studie und der UN-Behindertenrechtskonvention sind behinderte Frauen mit Gewalterfahrung bei uns in den Fokus gerückt. Es wurden Projekte dazu entwickelt, Beratungsstellen barrierefreier gemacht, Mitarbeiterinnen geschult. Es gibt Fortschritte. Jetzt müssen ‘nur noch‘ die Einrichtungen der Behindertenhilfe oder andere Behindertenverbände sich dem Thema öffnen und überlegen, was sie umsetzen müssten.

### **Wenn Sie von „Wir“ sprechen, wer ist damit gemeint? Das Weibernetz?**

Ja, mit „Wir“ meine ich das Weibernetz. Gleich als die UN-Behindertenrechtskonvention in Kraft getreten war (im Jahr 2008), haben wir gemeinsam mit dem Dachverband der Frauenberatungsstellen und dem Dachverband der Frauenhäuser eine Tagung durchgeführt. Wir haben uns gesagt, die Fachberatungsstellen und die Frauenhausmitarbeiterinnen kommen eher, wenn ihre eigenen Verbände die Tagung mitorganisiert haben und dazu einladen, als wenn ausschließlich das Weibernetz einlädt. Wir haben also schon sehr früh gesagt: „In der Konvention steht, dass Gewalt gegen Frauen mit Behinderung verhindert werden muss (Art. 16) und der Staat etwas tun muss. Und dass alle Beratungsstellen und Frauenhäuser zugänglich sein müssen (Art. 9). Wir, die Bewegung behinderter Frauen, beraten die behinderten Frauen, wir stärken sie, aber die Ahndung von Gewalt gegen Frauen ist Aufgabe der Frauenberatungsstellen, die müssen sich auch für behinderte Frauen öffnen. Die Behindertenrechtskonvention ermöglicht euch zu sagen: ‚Wir müssen barrierefrei werden, und dafür brauchen wir Geld und eine Personalstelle usw.‘“ So haben wir das Thema den anderen nähergebracht und sie aufgefordert, etwas zu tun. Seitdem sitzen wir verstärkt in Gremien zusammen, um das Thema noch breiter zu streuen.

## **Zielgruppe: behinderte Frauen mit Gewalterfahrungen**

**Wenn behinderte Menschen dennoch Gewalt erfahren, welche psychologischen Hilfen gibt es, die traumatischen Situationen zu heilen bzw. aufzuarbeiten?**

Häufig ist für Frauen, die Gewalt erleben, die erste Anlaufstelle eine klassische Frauenberatungsstelle, eine Fachberatungsstelle bei Gewalt gegen Frauen. Dort werden ihnen erste mögliche Schritte aufgezeigt: Sie können eine regelmäßige Beratung haben oder zu einer Therapeutin oder einem Therapeuten gehen, die bzw. der speziell zu diesem Thema mit ihnen arbeitet. Vielleicht ist auch eine Trauma-Ambulanz angezeigt, weil viele aufgrund ihrer Gewalterfahrung noch lange unter einem Trauma leiden, oder vielleicht wollen sie den Täter anzeigen. Es gibt auch Selbsthilfegruppen von gewalterfahrenen Frauen, mit denen sich die Frauen austauschen können. Auch eine Art polizeiliche und gerichtliche Begleitung ist möglich, damit die Frauen erst einmal entscheiden können, was sie eigentlich brauchen. Deshalb war uns diese erste niedrigschwellige Anlaufstelle so wichtig. Die Beraterinnen dort müssen sich an eine Frau mit Behinderung nicht erst gewöhnen. Sie hinterfragen auch nicht erst einmal, ob die ratsuchende Frau tatsächlich Gewalt erlebt habe, sie glauben ihr. Allerdings ist es häufig schwierig, Therapeutinnen zu finden, die bereit sind, mit Frauen mit Behinderung zu arbeiten, zum Beispiel, wenn die Frau gehörlos ist und die Therapeutin selbst keine Gebärdensprache kann. Eine mehrjährige Therapie mit der Unterstützung von Dolmetscherinnen ist natürlich sehr schwierig, nicht nur wegen der Kosten, auch für die gehörlose Frau selbst. Die Gruppe der Gehörlosen ist eben sehr klein, und es gibt in einer Stadt nur begrenzt Dolmetscherinnen. In diesem Fall müsste es ja auch unbedingt eine Frau sein. Und die Dolmetscherin unterliegt zwar der Schweigepflicht, aber sie kennt nun mal die ganze Geschichte und Gewalterfahrung der gehörlosen Frau, und mit diesem Wissen begegnet sie ihr womöglich auf einem Amt, beim Elternsprechtag usw. Deshalb möchten viele gehörlose Frauen lieber eine Therapeutin, die selbst die Gebärdensprache beherrscht und bei der sie sich fallen lassen können, ohne dass das noch über Dritte geht. Ein anderes Problem von Therapien ist, dass viele Psychotherapeutinnen sich zum Beispiel eine Therapie mit einer Frau mit Lernschwierigkeiten nicht vorstellen können, weil sie dafür nicht speziell ausgebildet sind. Eine Psychotherapie basiert ja in der Regel auf Sprache, und wenn sich jemand nicht so gut oder eben anders ausdrückt, dann sieht die Therapeutin keine Möglichkeit, eine übliche Psychotherapie durchzuführen. Von daher ist nach der Erstberatung der weitere Weg noch sehr schwierig. Es fehlt einfach ein Hilfesystem, das sich an den wirklichen Bedarfen und Bedürfnissen ausrichtet.

**Zielgruppe: behinderte Menschen mit unterschiedlicher**

## sexueller Orientierung

**Eine weitere Zielgruppe sind Menschen mit unterschiedlicher sexueller Orientierung und mit Behinderung. Wie werden diese Zielgruppen bei Ihnen beraten?**

Da hat sich in den letzten zwanzig Jahren viel getan. Früher gab es als Anlaufstellen nur Selbsthilfegruppen: Krüppel-Lesben-Gruppen, Gruppen schwuler Behinderter, die haben sich aber nicht Krüppel-Schwule genannt. Diese Gruppen – das heißt, wir – haben uns überwiegend in den Schwulen- und Lesbenzentren der Städte getroffen und gar nicht in der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung. Mit der haben wir uns weniger identifiziert. Aber in der Schwulen- und Lesbenszene fühlten wir uns inkludiert und gleichzeitig als etwas Besonderes. Das war nicht die Richtung der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung. Aber inzwischen sind nicht nur schwule und lesbische Menschen ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt, es gibt auch die ganze Transgender-Debatte. Auch das Leben von Transgender-Menschen ist freier geworden. Und die Szene insgesamt ist größer geworden, differenzierter und vernetzter. Es gibt Netzwerke für alle Arten von sexueller Orientierung mit oder ohne Behinderungen und für alle gemeinsam. Es gibt Austauschtreffen, Festivals. Das wäre vor zwanzig Jahren alles noch undenkbar gewesen. Zum Beispiel sind wir damals bei der Christopher-Street-Day-Parade mitgegangen und waren dort nur als vereinzelte Gruppe sichtbar. Das ist inzwischen anders. Trotzdem fühlen sich viele von uns in dieser Szene nicht aufgehoben, weil dort zum Teil ein ausgesprochener Körperkult gefeiert wird, dem Menschen mit Beeinträchtigung in der Regel nicht folgen können oder wollen. Von daher fühlen sie sich als eine Gruppierung, die in der Szene eher nebenher läuft. Das muss noch vermittelt werden, dass diese Szene ganz bunt ist und alle dazugehören, und das passiert nun durch die Transgender-Bewegung. Da bin ich optimistisch, dass demnächst auch die unterschiedlichsten Lesben und Schwule mit Behinderungen in der Szene eine Heimat finden werden. Umgekehrt sind in der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung die Lesben und Schwulen auch kein großes Thema, die schwimmen so mit. So nehme ich es wahr.

**Wie unterscheiden sich die Situationen von behinderten Frauen und behinderten Männern aus Ihrer Perspektive? Welche Bedürfnisse und Belange haben behinderte Männer?**

Vieles gleicht sich zwischen den Geschlechtern an. Aber nehmen wir das Thema Gewalt: Frauen mit Behinderung erleben viel häufiger sexualisierte und körperliche Gewalt als Männer mit Behinderung. Und Männer mit Behinderung erleben mehr Gewalt als Männer ohne Behinderung, und sie erleben überwiegend körperliche oder psychische Gewalt, weniger sexualisierte Gewalt. Ein anderes Beispiel wäre Arbeit: Grundsätzlich ist es für Frauen wie Männer mit Behinderung ungefähr gleich schwer, eine Anstellung zu bekommen. Ein Blick in die Statistiken zeigt aber, dass Frauen mit Behinderung vergleichsweise häufiger Teilzeitjobs oder schlechter bezahlte Jobs haben als behinderte Männer und folglich ein größeres Armutsrisiko.

**Kann man sagen, dass behinderte Männer andere oder weniger Konfliktfelder haben als behinderte Frauen? Sexualisierte Gewalt fällt mehr oder weniger weg.**

Ja, sexualisierte Gewalt ist bei Männern mit Behinderung kaum ein Thema. Laut Statistik haben sie aber ein Armutsrisiko, doch so pauschal will ich das nicht stehenlassen. Wenn es zum Beispiel um Familiengründung geht, dann ist die Situation für Väter mit Behinderung zwar nicht einfach, obwohl inzwischen vieles einfacher geworden ist, aber von der Genderfalle sind nach wie vor die Mütter mit Behinderung betroffen. Auch haben Väter mit Behinderung häufig den besser bezahlten Job, so dass die Mütter mit Behinderung eher nur Teilzeit arbeiten und sich zugleich noch mehr um das Kind kümmern. Das wirkt sich negativ auf ihre Einkommensbiografie aus.

**Wie fließen die hier besprochenen Themen in das Privatleben von Ihnen ein?**

Privat lebe ich nach dem Motto, das die Frauenbewegung mir schon sehr früh vermittelt hat: ‚Das Private ist politisch‘. Ich kann mir nicht vorstellen, ein Privatleben zu führen, ohne mir Gedanken zu machen, wie sich mein Handeln auf die Gesellschaft auswirkt oder wie Politik und Gesellschaft mein Leben beeinflussen. Beide Bereiche sind miteinander verwoben. Von daher ist auch die private Martina Puschke sehr von



Politik geprägt, lebt Politik, gestaltet Politik und wird umgekehrt von gesellschaftlichen Einflüssen stark beeinflusst.

## Getragen durch das große Wir

**Abschließend möchte ich noch erfahren, wer zum Weibernetz gehört, zu diesem Wir, von dem Sie sprechen? Wer sind die Frauen, die das Weibernetz gestalten?**

Das Wir im Weibernetz setzt sich aus ganz vielen Frauen mit ganz unterschiedlichen Beeinträchtigungen zusammen, die alle ihre unterschiedlichen Erfahrungen einbringen. Zum Wir gehört das Büro, dort sind meine engsten Kontakte – meine Kollegin Brigitte Faber, dazu Antje Müller aus der Verwaltung und fünf Kolleginnen aus dem Projekt Frauenbeauftragte in Einrichtungen. Dieses Team treibt im Weibernetz die inhaltliche Arbeit voran. Es gibt ganz bewusst eine Doppelspitze aus Brigitte Faber und mir. Wir haben beide die Projektleitung und unterschiedliche Schwerpunktthemen und Aufgabenbereiche. Außerdem gehört zum Wir ein fünfköpfiger gleichberechtigter Vorstand, also keine Vorsitzende mit Beisitzerinnen. Alle fünf arbeiten entweder in unterschiedlichen Netzwerken behinderter Frauen oder bringen anderweitig ihre Erfahrungen als Frauen mit Beeinträchtigung ein. Und schließlich gehören zum Wir im Weibernetz die Einzel-Mitfrauen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen und die elf Mitgliedsorganisationen. Das sind die Landesnetzwerke behinderter Frauen in unterschiedlichen Bundesländern und noch weitere Organisationen von und für Frauen mit Behinderungen. Für diese ganze Struktur kann unser einzelnes Büro hier in Kassel nicht allein zuständig sein. Wir werden durch die Ideen und Anregungen von allen Weibernetzfrauen mitgetragen, wobei wir uns wünschen würden, dass wir noch mehr Möglichkeiten hätten, uns zusammensetzen und gemeinsam zu überlegen, was wir wollen. Leider fehlt uns allen dafür die Zeit. So können wir nur einmal im Jahr zusammenkommen, und auch dann nicht alle. Wir haben einfach zu wenige finanzielle Mittel, zu wenig bezahlte Frauenpower und gehen sowieso schon an unsere Grenzen. Auch wenn wir gern noch mehr Austausch hätten –, es ist ein großes Wir, das uns nährt und auch mich nährt.

**Das Interview wurde von Andreas Brüning geführt.**